

Dieser hier im Internet voraus-publizierte Aufsatz basiert auf einem Referat, das am Kolloquium »Anfang und Ende« der Schweizerischen Gesellschaft für Symbolforschung (24. August 2007) gehalten wurde.

WOLFGANG MARX

Der Mythos vom lauten Anfang und vom leisen Ende

Als ich die Einladung bekam, an diesem Symposium teilzunehmen, war gerade kurz zuvor ein Gedichtbändchen von mir erschienen, dessen Schlusstück den Titel *Anfang und Ende* trägt. Da hatte ich eigentlich schon alles ausgedrückt, was ich zu diesem Thema zu sagen hätte; und so war meine erste Idee, dieses Gedicht hier einfach vorzutragen und es damit gut sein zu lassen.

Dann fiel mir jedoch ein, dass das zwei Paar Stiefel sind, einen Gedanken lyrisch auf den Punkt zu bringen, also ihn extrem zu verdichten, oder ihn gewissermassen zu erzählen, also ihn narrativ zu entfalten. Daraus wiederum resultierte das Konzept, meinen Vortrag als eine Gedicht-Interpretation anzulegen, Ihnen also zuerst das Gedicht vorzutragen und dann den darin auf den Punkt gebrachten Gedanken ausführlich, nein, nicht zu erklären, ihn zu erzählen – und damit auf eine nicht minder legitime Form darzustellen. Ich beginne also mit dem Gedicht.

ENDE UND ANFANG

*Alles, was ist,
Alles, was geschieht,
Hat zuerst einen Anfang
Und dann auch ein Ende.
Mit der Ewigkeit jedoch
Ist das eine andere Sache.
Sie hat zuerst ein Ende,
Wenn mit dem Sein die Zeit beginnt.
Doch da Zeit enden muss,
Wie Shakespeare uns versichert hat,
Wird Ewigkeit auch einmal einen Anfang haben.
Das hätte sich die Herzkönigin ausdenken können:
Zuerst das Ende,
Dann der Anfang;
Und zwischen Ende und Anfang sind wir.*

*Aber kann die Ewigkeit danach
Noch dieselbe sein wie davor?
Lässt die Tatsache, dass wir doch waren,
Nicht einen kleinen Beigeschmack zurück?*

Soweit die Lyrik, nun die Erzählung.

Als ich vor vielen Sommern – und das war eine schöne Zeit – anfang, mein Taschengeld zu Buchhändlern zu tragen, befiel mich nicht selten ein Gefühl des Unbehagens, wenn ich die damals gängigen Titel, Sartres *Der Ekel* beispielsweise oder Camus' *Der Fremde*, erwarb. Es drängte sich mir der Gedanke auf, man müsse eine so ernste Sache wie die Literatur oder auch die Philosophie ganz von Grund auf, also von Anfang an beginnen. Ich suchte also und fand – die unerschöpflichen Taschenbuchprogramme aus den Häusern Rowohlt, Fischer oder Goldmann machten das auch bei bescheidenen finanziellen Mitteln möglich – die Dialoge Platons, um zu befinden, das sei ja noch gar nicht der Anfang der Philosophie des Abendlandes, die Fragmente der Vorsokratiker müssten zuvor erworben und gelesen werden, um zu verstehen, wogegen Sokrates eigentlich anargumentierte.

So kaufte ich mich durch die Philosophie- und Literaturgeschichte von Aischilos und Euripides, von Pindars Oden zu Tuskulanischen Gesprächen, zu Catull, Tibull, Properz, bis hin zu Walther von der Vogelweide. (Man kennt das: vom *odi et amo* bis *tandaradei, schöne sanc diu nahtegal.*) Versteht sich, dass ich in der Gegenwart der Bundesrepublik Deutschland nie ankam, nicht bei Grass und Böll, nicht bei Uwe Johnson und Martin Walser. Das alles habe ich erst sehr viel später zur Kenntnis genommen, obwohl sich meine Schulkameraden beim Skat in der DLRG-Baracke am Kurstrand manch Unerhörtes über Die *Blechtrommel* zuflüsterten, von der erotischen Valenz des Brausepulvers zum Beispiel, vom Aalfang mittels eines Pferdekopfs und ähnlich Undelikates mehr.

Da blieb ich standhaft noch eine ganze Weile, obwohl sich längst die Zweifel in meinem Herzen mehrten, ob ein solches Programm je würde durchführbar sein – und sei es in der Spanne eines ganzen Lebens. Zudem wurde mir das Unternehmen auch fragwürdig durch Sartres lächerlich-armselige Figur des Autodidakten, der sich vorgenommen hatte, eine ganze Bibliothek, den Autorennamen folgend und also von A bis Z durchzulesen. Der Spott traf auch mich, das sah ich wohl, und so entfernte ich mich innerlich mehr und mehr von meinem Lebens- und Lese-Projekt, ohne dass ich einen Punkt fixieren könnte, an dem ich mich explizit davon verabschiedet hätte.

Später lernte ich, diesen Hang zur Gründlichkeit als Teil meines teutonischen Charakters zu begreifen und mich letztendlich mit ihm auszusöhnen; denn Gründlichkeit meint ja nichts anderes, als den Dingen auf den Grund gehen zu wollen, ganz in die Tiefe, dahin, wo alles angefangen hat. Aber kann man dort wirklich hin gelangen? – Thomas Mann jedenfalls, den man auch als einen glücklich gescheiterten Teutonen beschreiben kann, wenn man den Weg bedenkt von den *Betrachtungen eines Unpolitischen* bis hin zum *Doktor Faustus*, Thomas Mann also hat, trotz aller tief schürfenden Gründlichkeit bei der Suche nach den Anfängen der Geschichte Josephs resignierend am Ende festgestellt, dass der Brunnen der Vergangenheit nicht nur tief, sondern wohl letztlich unergründlich sei; und diese Feststellung machte er zum Anfang seines wunderbaren Romans – in drei umfangreichen Bänden, versteht sich.

Die Sache, auf die Thomas Mann bei seinen umfangreichen Recherchen über die vergangene Zeit der jüdischen Patriarchen gestossen war, hatte schon Nietzsche entdeckt und beschrieben als den Mythos von der ewigen Wiederkehr des Gleichen – oder sollte man des Selben sagen? Ist wirklich alles schon immer einmal – viele Male – da gewesen? So oder fast so, in unendlich variiertes Gleich- und Ähnlichkeit? Und wird alles immer so weiter gehen? Wird alles wiederkehren, so oder so ähnlich? Müssen Shakespeares Dramen immer wieder geschrieben werden, auf jedes Komma genau? Muss die Schlacht im Teutoburger Wald immer und immer aufs Neue geschlagen werden? Muss Hannibal erneut die Alpen überqueren, Kolumbus den Atlantik?

Man mag das glauben oder nicht. Wir haben, so wie die Dinge im Augenblick stehen, keine Möglichkeit, das herauszufinden. Vom Standpunkt der literarischen Ästhetik aus betrachtet, wäre es freilich besser, die Dinge verhielten sich nicht so; denn das ist keine gute Geschichte, die keinen Anfang und kein Ende hat und die sich permanent wiederholt und durch diese Inflation letztlich doch auch entwertet.

Doch es gibt ja noch eine andere Grosse Erzählung über das Universum, den Anfang, das Ende und den ganzen Rest. In dieser Geschichte werden wir mit dem horror vacui konfrontiert, mit den Schrecken der Ewigkeit und des Nichts, mit der Unfassbarkeit des Grenzenlosen; denn die Ewigkeit hat keinen Anfang und das Nichts keine Wände. Soweit ein Universum sich ausdehnen will, es ist Nichts genug – in allen Richtungen.

Aus diesem Nichts nun, so geht die Geschichte, entstand auf einen Schlag das

Sein und das mit beträchtlichem Getöse, weshalb in diesem Zusammenhang vom ›Urknall‹ die Rede ist. In diesem Augenblick begann Zeit und die Ewigkeit fand ein Ende, also die ›richtige‹ Ewigkeit, die des Nichts. Das war der Anfang aller Anfänge, die noch folgen sollten; und alles, was seither geschehen ist und noch geschehen wird, geschieht von einem Anfang aus auf ein Ende hin. Zuerst der Anfang, dann das Ende, das ist sonnenklar, allenfalls im Land hinter den Spiegeln gilt, wie Alice erfahren musste: ›Erst das Urteil, dann der Prozess‹.

Was jedoch für Alles gilt, gilt nicht für Nichts. Es hatte keinen Anfang, aber sehr wohl ein Ende. Wenn aber, und so geht die Erzählung weiter, alles, was entstanden auch wieder vergangen ist, wenn Zeit ans Ende kommt, und das wissen wir von Shakespeare *time must have a stop*, wenn Materie sich immer weiter, immer feiner verteilt hat, bis sich am Ende nichts mehr bewegt, dann kehrt das Sein ins Nichts zurück und die ›richtige‹ Ewigkeit beginnt erneut.

Die Ewigkeit ist also die einzige Sache, von der wir wissen, dass sie zuerst ein Ende hat und erst danach einen Anfang. Bleibt die interessante Frage, wie man etwas über eine Sache wissen kann, wo es doch gerade keine Sache gibt. Das ist schon ein merkwürdiges Ding, dieser menschliche Verstand, er kann sich Begriffe machen von Sachen, die es nicht gibt, und darüber auch noch reflektieren und reden, er kann sogar daran glauben, es gäbe sie.

Spätestens an dieser Stelle muss nun auch von Gott die Rede sein, auch so eine Sache, von der einige glauben, alles mögliche zu wissen, andere dagegen betonen, sie wüssten darüber eigentlich nichts. Doch auch für die Ersteller umfangreicher Negativ-Kataloge, die aufzählen, was Gott alles nicht sei, scheint eines positiv festzustehen: Gott hat, durch seinen Willen und sein Wort, das Sein aus dem Nichts hervorgebracht.

Man mag das glauben oder nicht. An dieser Stelle muss ich mich wiederholen – und auch damit, dass wir keine Möglichkeit haben, das herauszufinden. Dennoch ist die überwiegende Mehrzahl der Leute, die ich dazu befragen konnte, durchaus zu einem solchen Glauben bereit, und das gilt auch für Personen, die weder religiös, gar fromm sind, noch irgendwelche Konsequenzen für ihre Lebensführung daraus ziehen. Das ist nur auf den ersten Blick verwunderlich.

Das erste Weltbild des Kindes ist ein magisch-animistisches, und es spricht viel dafür, dass das auch das erste Weltbild der zum Bewusstsein ihrer selbst kommenden Menschheit war – bei manchem Naturvolk noch ist. Ich will es – und also bewegt sich mein Arm, um ein Glas zu ergreifen und es zu meinem Mund

zu führen, der sich öffnet, weil ich es will, um ein Getränk aufzunehmen, das mir wohl bekommt. Nach diesem Modell verstehen das Kind und der Naturmensch die Welt. Alles, was geschieht, geschieht, weil eine Instanz, dem Ich vergleichbar, das so haben will. Daher gibt es auch für alles, was geschieht, jemanden, der dafür verantwortlich ist – und dafür gegebenenfalls auch zur Rechenschaft gezogen werden kann.

Das Kind, das sich am Esszimmertisch gestossen hat, gibt den Tritt zurück mit der Bemerkung ›Böser Tisch‹. In vielen Ländern Afrikas ist es noch im 21. Jahrhundert sicheres Wissen, dass eine Missernte nicht auf Witterungsverhältnisse, eine Krankheit nicht auf Viren, ein Unfall nicht auf Materialermüdung oder gar eigene Ungeschicklichkeit zurückzuführen ist, sondern dass so etwas auf Grund böser Absichten geschieht, man muss nur herausfinden, wessen Absichten. Tatsächlich haben sich jedoch auch viele Bewohner der sogenannten zivilisierten Welt niemals vollständig von diesem Weltbild gelöst.

Die Kognitive Psychologie hat in diesem Zusammenhang den Terminus »Attribuierungs-Instanz« geprägt. Ein Organismus, der auf der Basis der Informationen, die seine Sinneskanäle liefern, die Welt rekonstruiert, benötigt solche Instanzen, um Ereignisse bestimmten Quellen zuzuordnen zu können und solches Wissen dann für die Handlungsplanung zu nutzen. Eine der wichtigsten Instanzen dieser Art ist das Ich; und es ist noch keineswegs von Anfang an ausgemacht, was tatsächlich dem eigenen Ich zugeschrieben werden soll und was externen Quellen zugeschlagen wird.

Verschiedene Kulturen haben ganz unterschiedliche Zuschreibungs-Angebote gemacht. Werden dem Dichter seine wunderbaren Verse von einem Gott oder den Musen gewissermassen ins Ohr geflüstert oder letztendlich doch von ihm selber, sei es in entsagungsvoller Arbeit, sei es auch mit unfassbarer Leichtigkeit hervorgebracht? Ist ein böser Plan in meinem Kopf entstanden oder nur das Ergebnis einer teuflischen Eingebung? Es ist gar nicht so einfach, diese Grenze zwischen aussen und innen an der richtigen Stelle zu ziehen – und doch hängt gerade davon viel ab für das Selbstgefühl, das Selbstbewusstsein und sogar für die seelische Gesundheit.

Mit dem eigenen Subjektwerden entwickelt sich zugleich auch Empathie, das heisst die Intuition des Subjektseins der anderen oder sogar des anderen, des Subjektseins aller Dinge. Das ist der Beginn des animistischen Weltbildes, in dem das Weltgeschehen aus Willensakten interagierender Subjekte heraus verstanden wird.

Alles, was geschieht, geschieht, weil jemand es will und es folgt gewissermassen magisch direkt aus dem Wollen heraus. Ich will den Arm heben – und es geschieht ganz einfach. Später müssen wir lernen, dass diese magische Verfügungsmacht an der Grenze des eigenen Körpers endet, eine frühe narzisstische Kränkung, die wir nie ganz zu akzeptieren bereit sind. In irgendeinem entlegenen Winkel unserer Seele, wo es dunkel ist und wo niemand so genau hinschaut, bewahren wir uns einen Rest des magischen Glaubens, der dann in solchen Situationen des Alltags unversehens wieder wirksam wird, in denen wir unter Unsicherheit und Unwissenheit Entscheidungen treffen müssen.

Die animistische Intuition, dass jedem Geschehen ein Wollen vorausgeht, folgt der kognitiven Entwicklung des Kindes. Es muss sich zuerst selber als Ich entdecken, bevor es die anderen als Auch-Ichs entdecken kann. Der Autismus könnte als ein Misslingen dieser Entwicklungsaufgabe gedeutet werden. In diesem Sinne kann man die Position des Solipsismus als Folge eines Individuationsunglücks betrachten. Dem sich normal entwickelnden Kind jedenfalls liegt die Vorstellung, die Welt sei nur so etwas wie ein Traum, keineswegs nahe, da ihm durch die neue Fähigkeit der Empathie das Fremdseelische zwar nicht so unmittelbar erfahrbar wird wie eigenes Erleben, aber doch immer noch eindrücklich genug, um von seiner Realität überzeugt zu sein.

Wenn nun im Kontext eines animistischen Weltbildes die Frage nach dem Anfang aller Dinge gestellt wird, impliziert diese Frage schon die weitere nach dem Subjekt, das diesen Anfang gewollt und ihn dadurch erst ermöglicht hat. Die durch eine solche Betrachtung entstehende Leerstelle wird besetzt durch Gott. Dieser Gott ist wie das eigene Ich, nur in allen Dimensionen unvorstellbar grösser: Er sieht alles, weiss alles, kann alles, er hat auch Motive, Ziele, Gefühle wie Liebe, Zorn, Eifersucht. Die Mutmassung Sigmund Freuds, dass der dem Kind noch omnipotent erscheinende Vater zum Bild Gottes Modell gestanden haben könnte, ist sicher nicht ganz abwegig.

Dieser Gott ist immaterielles Bewusstsein, das, was Descartes später *res cogitans* nennen wird; die Materie (*res extensa*) ist sein aus dem Nichts geschöpftes Werk. Hier folgen nun die Grossen Erzählungen der Völker über die Erschaffung der Welt, die Trennung von Himmel und Erde, die Scheidung von Wasser und festem Land, die Formung von lebenden Wesen, Pflanzen und Tieren und schliesslich, als Krone von alledem, der Mensch. Das ist bekannt genug und oft genug erzählt worden. Im Rahmen des animistischen Weltbildes ist Gott also eine unverzichtbare Attribuierungs-Instanz. Hätte er sich nicht von selber gemeldet, hätte man

ihn wohl erfinden müssen. Und da wir alle nie so ganz aus dieser Weitsicht herausgewachsen sind, neigen Menschen dazu, die Existenz eines Gottes auch dann für plausibel zu halten, wenn sie ansonsten wenig Gebrauch von ihm zu machen wissen.

Zwar hatten die zuerst behutsamen und dann immer stürmischer werdenden Fortschritte der Naturwissenschaften, allen voran der Physik, das animistische Weltbild mehr und mehr obsolet gemacht; aber erst im 19. Jahrhundert wurde der bis dahin unangetastete logische und temporale Primat des Geistes über die Materie vehement in Frage gestellt und die Dinge vom Kopf auf die Füße. Das Sein bestimmt das Bewusstsein, so die neue, von Karl Marx griffig formulierte These.

Seit diesen Tagen wird an einem anderen Text gewoben, einer Erzählung, in der das Subjekt nicht am Anfang steht, sondern eine späte Entwicklung, ein Epi-Phänomen materieller Prozesse darstellt. In dieser Geschichte wird ein logischer und temporaler Primat der Materie über den Geist postuliert. In dieser Sache werden jedoch bis auf den heutigen Tag vehemente Rückzugsgefechte geführt. Gott und der so genannte freie Wille gehören zu den am hartnäckigsten verteidigten Restbeständen des animistischen Weltbildes.

Die neue Grosse Erzählung berichtet, wie der Geist mit dem Leben nach manchem vergeblichen Anlauf aus der Materie entstanden ist – und mit dem Leben eines Tages auch wieder aus der Welt verschwinden wird. Bewusstsein wird in dieser Sichtweise zu einem Epi-Phänomen elektrochemischer Prozesse in Nervennetzen. Solche materiellen Prozesse werden nicht angestossen von immateriellen Willensakten von Subjekten, sondern von kausalen Ursachen, also von vorhergehenden physikalischen oder chemischen Prozessen. Folgt man solchen Kausalketten zurück, um den Anfang aller Anfänge zu erreichen, gelangt man zu jenem legendären Urknall, mit dem Sein und Zeit – plötzlich und von niemandem erwartet – aus dem Nichts herausgesprungen sind.

So spektakulär der Anfang und so laut, wenn immer jemand da gewesen wäre, das zu hören, so unauffällig und leise das Ende, der so genannte Wärmetod des Universums. Die Materie verteilt sich nach Auflösung aller Strukturen immer weiter, immer feiner, so weit und so fein, dass sie schliesslich gar nicht mehr wahrnehmbar wäre, wenn immer noch jemand da wäre, das wahrzunehmen, um am Ende, wenn sich nichts mehr regt und bewegt, nicht einmal das klitzekleinste Elementarteilchen, still ins Nichts zurückzukehren, aus dem sie einmal mit Getöse aufgebrochen ist.

Das ist der Anfang der Ewigkeit – oder sollte man von einem neuen Anfang sprechen? Aber es gab ja keinen vorhergehenden; denn die Ewigkeit war ja immer schon da und ist somit die einzige Sache, die zuerst ein Ende und erst dann einen Anfang hat. Bleibt freilich die Frage, ob die Ewigkeit ›danach‹ noch dieselbe ist wie die ›davor‹? Ist das Nichts, bevor etwas war, nicht vielleicht doch ein anderes als das Nichts, nachdem einmal etwas gewesen ist? Hat also die Ewigkeit durch das, wenn auch nur vorübergehende Auftauchen von Sein und Zeit gewissermaßen ihre Jungfräulichkeit verloren?

Literaturhinweis:

Wolfgang Marx: *Wehrlos vor einem Kirschbaum*. Gedichte. Edition Sturzflüge / Studienverlag, Bozen / Innsbruck 2005.